

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1891

316 (18.11.1891)

Beilage zu Nr. 316 der Karlsruher Zeitung.

Mittwoch, 18. November 1891.

Großherzogliches Hoftheater.

„Der Ring des Nibelungen.“

S. Mit rühmlicher Anerkennung, wie wir eine solche den Auf-
führungen des „Rheingoldes“ und der „Walküre“ zu zollen
hätten, können wir nunmehr auch von der Wiedergabe der beiden
weiteren und letzten Theile des Nibelungenringes Bericht erstatten
und somit bekunden, daß unsere Hoffnungen auf ein künstlerisch
ernstes und würdiges „Nibelungenfestspiel“ in erfreulichster Weise
erfüllt worden sind. Wie der Genuß eines Schriftwerks, in
welchem ein hochbedeutender Inhalt in wahrhaft bedeutender
Weise zum Ausdruck gelangt ist, dem ersten Leser durch ver-
einzelte kleine Druckfehler oder Inkorrekturen des Satzes wohl
kaum geschmälert werden dürfte, so haben bei in wirklich großen
Geiste und gewaltiger Fassung angelegten Bühnenaufführungen
keine und schnell ausgeglichene Gedächtnisfehler dieses oder jenes
darstellenden Künstlers, sowie das etwas notdürftige Aussehen
einer einzelnen Dekoration — wir haben hier speziell die scenische
Ausstattung der Erda-Szene im „Siegfried“ im Auge — wenig
zu bedeuten, und wo der Geist eines Werkes zu voller Beträgung
gelangt, wird eine kunstfreundliche und gerechte Kritik nie-
mals um den Buchstaben rechten. Ihrem Geiste nach standen
aber auch die Aufführungen des „Siegfried“ und der „Götter-
dämmerung“ auf jener opern-fernen Höhe, welche dem Schöpfer
des Ringes nur ganz abseits von den modernen Theatern er-
reichbar schien. Es sind eben nunmehr hier in Karlsruhe drei
Faktoren vorhanden, auf welche zu Lebzeiten des Meisters nie
und nirgends zu zählen war und ohne welche an eine erfolgreiche
Inangriffnahme „solcher Werke, die selten vor gemeinen Dingen,
und nie ohne ein'gen Bahn gelingen“, gar nicht gedacht werden
kann; ein des Werkes in höchstem Maße kundiger, für dasselbe
begeisterter und mit Machtvollkommenheit ausgerüsteter Dirigent,
ein an erstklassiger Kunst gewohntes Personal und ein Publikum,
dem nicht nur die Fähigkeit zu geistigen Sammlung im Mit-
erleben ernstlicher Kunstwerke, sondern dieselbe sogar das Bedürf-
nis nach solcher Sammlung eigen ist. Nur ein solcher Dirigent
gewinnt den Ring und schmiedet Notung neu, nur ein solches
Personal vermag inmitten aller Repertoirtätigkeit den außerordent-
lichen Anforderungen Wagners gerecht zu werden, und nur ein
solches Publikum folgt der gewaltigen Tragödie mit unermüdetem
Geiste und erlaubt nicht an den sogenannten „Längen“, welche den
Zerstreungsbedürftigen allerdings peinigen können. Mit beson-
ders freudiger Genehmigung erwähnen wir daher des Umstandes,
daß der ganze Ring ungekürzt — das heißt also völlig in der
Fassung, die sein Schöpfer ihm gegeben hat, aufgeführt wurde.
Abgesehen davon, daß die willkürliche Amputation einzelner Glieder
vom Organismus eines ganzen und vollkommenen Kunst-
werkes ein moralisches Unrecht und eine Geschmackslosigkeit an sich
ist, erscheint uns die „ungekürzte“ und „streichfreie“ Wiedergabe
gerade dieses Werkes ganz besonders erforderlich, da nur bei
lückenloser Wiedergabe der Dichtung dem Publikum jederzeit das
völlige Verständnis des gegenwärtigen Handlungsmomentes —
die Empfindung der durchaus logischen Notwendigkeit für diesen
oder jenen Vorgang ermöglicht wird. Nur das Unverständnis
jener Kapellmeister, welche auch beim Musikdrama die Musik als
das einzig Wesentliche betrachteten, hat die brutale Gewohnheit,
Kunstwerke gewaltsam in einen Torso zu verwandeln, um sich
greifen lassen.

Wenn wir der Siegfried-Aufführung etwas ausführlicher ge-
denken wollen, so geschieht das, weil wir gerade diesen Theil der
Trilogie in mancher Hinsicht für den schwierigsten halten und
weil derselbe an unserer Bühne länger geruht hat als die Götter-
dämmerung, welche erst im April dieses Jahres zweimal zu be-
deutender Verlebendigung gelangte. Wenn wir zunächst der ganz
herrlichen Orchesterleitung dieses Abends gedenken, so haben wir
wiederum das feinsinnige Zurücktreten hinter das gesungene Wort
zu rühmen, das sich überall — mit Ausnahme nur der allerdings
ganz entschieden für das bededete Orchester instrumentierten Erda-
Szene — in dankenswerthester Weise bemerkbar machte. Dabei
gelangte das so überaus kunstvolle und reiche thematische Gefüge
durchgehends zu schönster plastischer Fassung, und besonders
die große Symphonie, welche den ersten Aufzug begleitet, rauschte
wie ein schönbewegter und bisweilen fast unerlöser Strom an
unserem Ohre vorüber.

Herr Oberländer hat uns mit seinem Siegfried eine freudige
Ueberrasschung bereitet und wir können nicht umhin, seinen Jung-

Siegfried unter allen seinen bisher uns bekannt gewordenen
Leistungen als die bedeutendste und schönste zu bezeichnen. Glaubt
man schon seinem Äußeren den lässigen Wälsungensproß, so scheint
der Künstler sich auch gerade mit dieser schwierigsten Aufgabe so
völlig vertraut gemacht zu haben, daß er in schönster Weise über
ihre Reiz und dadurch zu seiner völligen Freiheit der künstlerischen
Reproduktion gelangt, die gerade bei Wagners Leistungen einig
und allein den schönen Schein der Wahrheit erreichen läßt. Zu
einer überall zutreffenden und stimmreichen Wiedergabe der musi-
kalischen Deklamation gesellte sich eine sehr fesselnde Ungezwungen-
heit der Bewegungen, und Alles und Jedes — das Schmieden
des Schwertes, bei dem die rhythmischen Hammerschläge vortref-
lich sich dem musikalischen Gewebe einfügten, der Kampf mit dem
Riesenwurm und die wunderbar poetische Erweckung der schlafen-
den Brunnhilde — gelangen dem Künstler in vortrefflichster Weise.
Aber auch sämtliche übrigen, wohl kaum minder schwierigen,
wenn auch weniger umfangreichen Partien waren vorzüglich
und durchaus entsprechend besetzt. So gestaltete in erster Linie
Herr Rosenberger seinen Wotan zu einer ungemein charak-
teristischen und interessanten Figur, blieb aber von den gerade
bei dieser Gestalt so sehr beliebten Uebertreibungen in dankens-
werther Weise frei und brachte mit Ausnahme einiger ihm etwas
tief liegender Stellen das Sprachlich-Gesungliche zu voller
Geltung. Herr Plank bleibt auch als Wanderer der oberste der
Götter und — der Sänger und darf, selbst nicht unfehlbar, der
unfehlbarsten und wohlverdientesten Wirkung jederzeit gewiß sein.
Fräulein Frisch war ein hell zwitschernder Waldvogel, Herr
Jeller ein wirklich unheimlich redender Fälscher und Herr
Rebe der treffliche Alberich, den wir schon im Rheingold an
ihm rühmen konnten. Die Partien der Erda sang an Stelle der
erkrankten Fräulein Friedlein Fräulein Plank vom Hoftheater
in Wäldchen, und man konnte sich eine solche Vertretung recht
wohl gefallen lassen. Klang die Stimme der bestrenommierten
Künstlerin auch etwas müde und abgepaant, so wirkte doch die
ruhig schöne Art, mit welcher Fräulein Plank bei durchweg deut-
licher Aussprache die Scene sang, schön und zutreffend zugleich.
Groß und erschütternd in ihrer angstvollen Noth wie in ihrer
Lebensschmerzlichkeit — von Wotan verbannt, doch immer noch das
krählende Botenkind, war Fräulein Maillhaac, und so ent-
fesselte die gewaltige Schlussszene des „Siegfried“ einen geradezu
stürmischen Enthusiasmus, der die darstellenden Künstler wie den
Leser ihrer Geschichte immer und immer wieder noch einmal hervor-
rief. Die lebhaftesten Dankesbezeugungen erschollen jedoch am Sonn-
tag Abend nach Schluß der „Götterdämmerung“, welche in einer
äußerst sorgfältig vorbereiteten und temperamentvollen Auffüh-
rung die weltumfassende Tragödie ihrem tief erschütternden
Schlusse zuführte. Wir haben die hiesigen Aufführungen dieses
Werkes schon mehrfach besprochen und sowohl dem Gesamt-
charakter der Vorstellungen, der farben- und stimmungreichen
Wiedergabe des gewaltigen Orchesterpartes, sowie der zum Teil
vorzüglichen Leistungen der darstellenden Künstler und der vor-
trefflichen dramatischen Bewegtheit der Massenscenen Rechnung
getragen, und so sei nunmehr nur in Kürze noch erwähnt, daß
Frau Reuß diesmal wieder die Partien der einen Wotan und
der Gutrune in altbewährter trefflicher Weise ausführte, daß
Herr Jeller seinen Wotan zu einer immer charakteristischeren
und bedeutenderen Gestalt ausarbeitete, daß Herr Oberländer
auch diesen letzten Theil der ihm speziell im Ringes ausgefallenen
Riefenaufgabe höchst ansprechend und ohne wahrnehmbare Ermü-
dung bewältigte, und daß schließlich Fräulein Maillhaac,
welche augenscheinlich ein Stück inneren Seelenlebens und
innerer Seelenkraft an die tiefdurchdringende Verlebendigung Brunn-
hildens legt, die wunderbare Gestalt des liebenden und rühmenden
Weibes in Darstellung und sprachlichem wie gesanglichem Aus-
druck zu vollkommener Schönheit und Wahrhaftigkeit erstehen
ließ.

Recht stimmungsvoll und gelungen erschien uns diesmal das
eigentliche Bild der Götterdämmerung, und bedauerten wir nur,
daß eine unmotiviert aufklingende helle Flamme den schönen Ein-
druck dieses Schlusssbildes zerstörte. Auch in der letzten Scene
des ersten Aufzuges wüthete die Waberlohe wiederum in hellen
Flammen, und es erscheint uns unbegründlich, daß man an maß-
gebender Stelle sich nicht zu der Lieberzeugung durcharbeiten
kann, daß eine scenische Anbeutung des Feuers, welche in den
Feuerwogen des Orchesters bedeutsam genug erläutert wird,
schöner und der Illusion förderlicher wäre, als das Aufsuchen

der hellen, dem dekorativen Bilde jeden Schein der Wahrhaftig-
keit raubenden Flammen.

Somit ist das gewaltige und erst so in seiner rechten Folge
der einzelnen Theile zu seiner ganzen außerordentlichen Bedeu-
tung gelangende Nibelungenwerk nun verklungen, und wir haben
allen denen, die mit Riesenträften wieder einmal „das ewige
Werk vollendet haben“, unseren wärmsten Dank auszusprechen.
Mehr als er hat kann nur ein Schelm geben — die aber Alles
geben, was sie haben, und dieses recht beträchtliche Alles mit
voller Freudigkeit und in treuester Begeisterung hingeben, die er-
weisen sich gewiß des Ruhmes und des Dankes würdig, und
durch ihren aufopferungsvollen Willen haben wir eine Kunst,
die nicht nur in todt Reichen gebannt liegt, sondern zu voller,
bewältigender Verwirklichung gelangt.

In Anbetracht der außergewöhnlich bedeutenden Einnahmen,
welche der Ring auch dieses mal wieder der Kasse des Hofthea-
ters zugeführt hat, dürfte die Forderung nicht ungerichtlich
erscheinen, daß für künftige Wiederaufholungen des Werkes für eine
durchweg den bedeutenden Leistungen der darstellenden Künstler
und des Orchesters ebenbürtige dekorative Ausstattung Sorge ge-
tragen werde.

Verschiedenes.

* Frankfurt, 16. Nov. (Italienische Weine.) Daß
Frankreich schon längst nicht mehr im Stande ist, seine Ab-
nehmer ohne Einfuhr fremder Weine zu befriedigen, ist eine
allgemein bekannte Thatsache; weniger jedoch dürfte bekannt sein,
daß diese Einfuhr, obgleich dieselbe bereits in den letzten Jahren
die sehr hohe Durchschnittsziffer von etwa 12 bis 13 Millionen
Hektoliter erreicht hat, was bedeutend mehr als den dritten Theil
einer Durchschnittsernte in Frankreich ausmacht, trotzdem noch
im Steigen begriffen ist; es betrug in den ersten 7 Monaten
dieses Jahres die Zunahme der Einfuhr fremder Weine nach
Frankreich gegen den gleichen Zeitraum 1890 = 1 277 092 Hektoliter.
Anders verhält es sich in Italien, wo die Weinproduktion,
besonders in den letzten Jahren, bedeutend zugenommen hat, und
dieses Land heute schon in Bezug auf „Ernteträgigkeit“ den ersten
Rang unter den weinbautreibenden Ländern einnimmt, ja man
wird nicht fehlgehen, zu behaupten, daß die Produktion Italiens
heute schon bei einer vollen Ernte etwa 40 bis 50 Millionen
Hektoliter Wein erreichen würde. Auch ist gerade Italien, mehr
als irgend ein anderes Land, durch seine verschiedenartigen
klimatischen Verhältnisse und Bodenbeschaffenheiten, in der Lage,
die verschiedenartigsten Weine, welche allen Geschmacksrichtungen
entsprechen, zu produzieren, und ist sicherlich berechtigt, die
erste Stelle unter den Wein exportierenden Ländern einzunehmen.
Aber auch auf dem Gebiete der Weinkultur und Weinbehandlung
ist in Italien in den letzten 10 bis 15 Jahren wirklich Großes
geleistet worden, und besonders stehen die größeren und bedeutenderen
Produzenten heute auf einer Stufe, welche es Italien er-
möglichst, ganz vorzügliche, vollkommen haltbare Weine und
namentlich auch leichtere angenehme schmeckende und gut bekommende
Fischweine zu wirklich billigen Preisen für den Export zu liefern,
gegen welche alle anderen Weine wohl kaum zu konkurrieren ver-
mögen. Daß es unter diesen überaus günstigen Vorbedingungen
gelingen mußte, das hauptsächlichste Ausfuhrprodukt unserer
Freunde und Verbündeten auch bei uns einzuführen, beweisen die
Erfolge, welche die unter den Auspicien der Königl. ital. Regie-
rung in's Leben getretene Deutsch-Ital. Weinimportgesellschaft,
Daube, Donner, Rinen & Co. mit Centralverwaltung in Frank-
furt a. Main, jetzt schon nach einer Thätigkeit von kaum
1 1/2 Jahren zu verzeichnen hat. Haben doch die Marken dieser
Gesellschaft in so kurzer Zeit, ihres vorzüglichen Geschmacks,
ihrer absoluten Reinheit, Wohlbelümmlichkeit und mäßigen
Preisnotierungen wegen, einen solchen Anhang gefunden und
erfreuen sich bereits in allen Theilen Deutschlands einer so großen
Beliebtheit, daß schon jetzt der Konsum in diesem Weine, welche
die immer theurer und seltener werdenden reinen wirklichen
Bordeaux-Weine mehr und mehr verdrängen — 2 Millionen
Flaschen — übersteigt und täglich weiter an Ausdehnung gewinnt.
Die Deutsch-Ital. Weinimportgesellschaft hat sich die Aufgabe
gestellt, durch sorgfältige Auswahl, scharfe Kontrolle, sachgemäße
Behandlungsweise, von dem italienischen Weinmarkt das denkbare
Beste zu bieten, die italienischen Weine als solche unter der
italienischen Etiquette einzuführen und denselben diejenige
Stellung zu verschaffen, welche ihnen bezüglich ihrer guten

6. In der Sommerfrische.

Eine heitere Erzählung von Mariana Sell.
(Fortsetzung.)

Nur als sie sich überzeugt hatte, daß Mutter und Sohn mit
einer größeren Gesellschaft den längst beabsichtigten Ausflug nach
dem Forsthaus unternommen, wagte sie sich mit ihrem Sträußchen
in die Veranda, aber bei jedem bunten Kleid, bei jedem hellen
Sonnenschirm, der auf der Straße auftauchte, fuhr sie erschrocken
empor, und als die Steuerräthin viel früher zurückkehrte, als
man für möglich gehalten, da flüchtete sie entsetzt in ihr Zimmer.
Ihr Gatte trieb es nicht viel anders; ängstlich wich er jedem
alltäglichen Herrn schon von weitem aus und suchte hinter Baum-
stämmen oder dichtem Buschwerk Deckung, wenn er den Herrn
Präsidenten zu erblicken meinte. Das tägliche Mittagmahl war
ihm eine wahre Tortur; bis jetzt hatte ihn sein kurzschichtiger Chef
noch nicht entdeckt, aber wenn er unglücklich Weise sein Augen-
glas auf ihn richten würde — dann war es um sein Incognito
geschehen. Vergeblich hatte er versucht, seine Karoline für die
„schöne Müllerin“ zu gewinnen. „Wenn Du Dich wirklich so
findst vor Deinem hohen Vorgesetzten fürchtest, so gehe mit
Helene und Gise in die Wälder, aber ich werde zu Hause bleiben
und gar nicht essen“, erklärte sie ihm mit der größten Energie.
Auch Gisechen war von Schlangendorf gründlich enttäuscht;
nichts als Bäume gab es im Wald, nirgend etwas Merkwür-
diges — sie fand es gräßlich langweilig! Nur wenn Helene mit
ihr spielte, Erdbeeren suchte und Kornblumenkränze wand, war
sie für ein Weilchen zufrieden gestellt. Die arme Helene! Sie
hätte sich zertheilen mögen, um allen Anforderungen zu genügen,
die die Jünger an sie stellten. Sie sollte die Schwester beauf-
sichtigen, den Vater auf seinen Spaziergängen begleiten und mit
ihren scharfen Augen nach dem Herrn Präsidenten auslugen,
gleichzeitig aber auch der Mutter im Zimmer Gesellschaft leisten,
ihre Klagen geduldig anhören und jeden Morgen bei Frau Kraut-
buder auf diplomatische Weise zu erfahren suchen: wosin wohl

die Frau Steuerräthin heute Nachmittag ihre Schritte lenken
würde? Gingen sie nach dem Zuckerrut, dann wollten Lindners
den Pilz besteigen, und hatte sie sich für diesen entschieden, dann
würden sie auf den Zuckerrut klettern!

Während das alles im rechten Flügel der Amicitia vorging,
war die Frau Steuerräthin in den linken Flügel durchaus
nicht so übermüthig und heiter, wie man drüben vermuthete,
sondern sehr verdrießlich. Das Zusammentreffen mit Lindners
war ihr höchst peinlich! „Wie einfältig von Thuisneden, uns
Beiden Schlangendorf und die Amicitia anzupreisen! Sie weiß
doch am besten, wie wir mit einander stehen. Ich will ihr meine
Meinung ganz gebührend sagen, wenn ich wieder daheim. Ach,
ich wünschte, ich wäre schon so weit — ist mir doch diese Som-
merfrische gründlich verleidet! Wenn ich mich nicht mit Theo-
dor verabredet und meinem Paul der Aufenthalt hier so vorzüg-
lich beläme, hätte ich schon längst meinen Koffer gepackt! Karo-
line weicht mir aus, als wäre ich mit einer ansteckenden Krank-
heit behaftet; wenn sie mir ein wenig freundlich entgegen käme,
würde ich zu vergessen suchen, daß sie mich eine „eitle puffsüch-
tige Närrin“ nannte. Mein Gott, ich bin noch jung, und halte
es für meine Pflicht, mein Äußeres nicht zu vernachlässigen.
Was kann ich dafür, daß mich alles so vorzüglich fliehet, was
die Mode Neues bringt? Sie sagt: ich wäre eingebildet auf
mein Geld und meinen Rang — Thuisneden hat mir ja alles
erzählt. Meinnetwegen! aber daß sie meinen Paul haßt, das ver-
stehe ich ihr nun und nimmermehr! Lieber heute als morgen
sah sie ihn auf der Bahre liegen. Weil sie ihren Paul einge-
häßt hat, soll er auch nicht am Leben bleiben — das wünscht
sie täglich! Ach wer weiß, ob nicht der Wunsch bald in Erfül-
lung geht!“ So dachte und klagte sie bei sich.

Der gute Paul! Man sah's dem stämmigen, pausbackigen
Jungen gar nicht an, daß er ein so fränkisches zartes Wesen sei,
dessen Nervensystem einer ganz apparten Stürzung bedurfte.
Und trotzdem litt er an einer geheimnißvollen Krankheit, die aller
ärztlichen Kunst spottete. Es besaßen ihn nämlich zuweilen hef-

tige Kopfschmerzen, über die er ganz unabhängig weinte und
jammerte; aber sobald die ängstliche Mutter sein Ausbleiben in
der Schule entschuldigt hatte, erholte er sich schnell, ob tüchtig,
spielte mit seinen Bleifolien und ließ Fallschirme von buntem
Seidenpapier zum Fenster hinausschießen. „Es fehlt ihm gar
nichts“, behauptete sein Stiefbruder Theodor, „er wird regel-
mäßig krank, wenn er seinen Aßsack nicht geschriebe, oder seine
Grempe nicht gerechnet hat. Paul ist ein fauler Schlingel!“
Aber seine Mutter nahm ihn in Schutz. „Das verstehtst Du
nicht! Das Kind ist nervös und muß geschont werden. Der
Arzt ist vollständig meiner Meinung.“

Seitdem Paul nun in Schlangendorf weilte, wo man von ihm
nichts verlangte als: Essen und Spazierengehen, war er kern-
gesund, und das machte seine Mutter namenlos glücklich, ob-
gleich er ihr in anderer Hinsicht manchen Aerger bereite. Es
war ihr nach vielen Bemühungen gelungen, mit einigen Familien
Bekanntschaft anzuknüpfen, die in den benachbarten Villen
wohnten. Auch Knaben in Pauls Alter waren unter der zahl-
reichen Kinderschar und bald seine unzerstörlichen Freunde ge-
worden. Aber leider sollte diese Freundschaft für seine Mutter
die Quelle von mancherlei Schred und Aerger werden, denn die
wilden Jungen verübten gemeinschaftlich allerlei Unfug, auf den
der phlegmatische Paul allein schwerlich verfallen wäre.

Madonnas mit Schlamm überzogen war er zu seiner tödtlich
erschrockenen Mutter nach Hause gekommen. „Um Gotteswillen,
was ist Dir denn geschehen?“ „Otto und Max haben mich in
den Mühlteich gestoßen, ich sollte tauchen lernen“, so klagte
Paul; aber bereits am nächsten Tage lag das würdige Klee-
blatt in einem fremden Garten ein, um die Stachelbeeren zu
pflücken. Als nun der rechtmäßige Eigentümer mit einem
Stoche bewaffnet herbeigekürrt kam, entschlopfen Max und
Otto gewandt und unser Paul fiel ihm in die Hände und wurde
abgekrast, während sich die beiden Andern in ihrem sichern Ver-
steck halb todt lachten. Aber das Schlimmste sollte noch kommen.
(Fortsetzung folgt.)

